Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1928

237 (10.10.1928) Die Mußestunde

Visual Library

Menschen zu erproben, muß man, wie es heißt, erst „einen Scheffel Salz“ mit ihm gegessen haben. Wenn eine Speise versalzen ist, pflegt man daraus auf die Verliebtheit des weiblichen Wesens zu schließen, welches sie zubereitet hat.

Welt und Wissen

Kupfer gegen Blutarmut. Berechtigtes Aufsehen erregt es in der medizinischen Welt Amerikas, daß Dr. E. B. Hart soeben über eine neues und offenbar erfolgreiches Mittel zur Bekämpfung der Blutarmut berichtet. Dr. Hart teilte der amerikanischen Gesellschaft für biologische Chemie an der Universität Wisconsin mit, daß er die Blutarmut von Ratten mit Kupfer heilen konnte. Er ist dabei von Versuchen mit gewissen Kupferlösungen ausgegangen, die in geeigneten Mengen in Milch und anderen Nahrungsmitteln gereicht wurden und wahrscheinlich auch für menschliche Heilzwecke geeignet sein könnten. Diese Entdeckung ist besonders deshalb wichtig, weil sie die Beobachtungen ergänzt, die man über die Heilung von Blutkrankheiten mit Hilfe von Metallen gesammelt hat. Bis jetzt kannte man nämlich besonders die Heilkraft des Eisens; nun fand Dr. Hart, wie sein Bericht mitteilt, daß die Eisenpräparate die in den chemischen Fabriken hergestellt werden, bei blutarmen Ratten wirkungslos blieben. Dagegen erzielte er Erfolge mit Mischungen, in denen sich natürliches, unreines Eisen fand. Dieser Umstand brachte den Forscher in seinen Untersuchungen schnell vorwärts. Eines Tages bemerkte er nämlich, als er eine solche Lösung anfertigte, daß das gebrauchte Eisen eine fahle bläuliche Farbe zeigte, eine Farbe, die gewisse Legierungen auszeichnet, in denen Kupfer enthalten ist. Er fand nun, daß nicht das Eisen auf die Ratten wirkte, sondern die unreine Beimischung, das Kupfer; ohne Kupfer war eine Heilung der blutarmen Ratten unmöglich. Die Rolle des Kupfers ist nun noch nicht ganz geklärt, aber es steht schon jetzt fest, daß es bei einigen Lebewesen mindestens so nützlich wie Eisen wirkt. Hart schlägt nun vor, das Kupfer — natürlich mit der genügenden Vorsicht — auch beim Menschen zu erproben, da man vermuten kann, daß es auch für den menschlichen Organismus bei der Bekämpfung der Blutarmut nützlich sein wird.

Literatur

Das neue Ekkhart-Jahrbuch 1929, Kalender für das Badnerland, i. A. des Landesvereins Badische Heimat E. V. herausgegeben von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br. Verlag G. Braun, Karlsruhe. Preis 3 RM. — Volk und Heimat, das ist der Grundton, der immer wieder in diesem beliebten Jahresboten schwingt: Volk und Heimat, ein Vortrag von Prof. Dr. Fischer, dem 1. Vorsitzenden des Landesvereins „Badische Heimat“, eröffnet. Hermann Eris Busse, durch Brunkant und Tulipan als Dichter aus Alemannenblut immer bekannter geworden, hat auch in diesem Jahre wiederum Köstliches zu einem bunten Strauß in diesem Jahrbuch gebunden. Da blicken uns nicht nur schöne Bilder oberbadischer Maler des 19. Jahrhunderts entgegen, sondern Otto Hoerth hat ihre Schöpfer: Winterhalter, Brenzinger, Dürr d. A., Uetz, Kirner, Lugo, Daur, Hoch u. a. selbst lebendig und urwüchsig gestaltet. Fritz Zobeley berichtet über die Musikverhältnisse am fürstbischöfl. Speyerischen Hofe zu Bruchsal im 18. Jahrhundert, über die Glanztage Bruchsals voller künstlerischer Pracht und ihr jähes Ende. Die „Dreikönigsspiele im Odenwald und Bauland“, Werke der Volkskunst, kraftvoll und ungekünstelt künden von dem großen Reichtum, den unser Volk einst in sich trug. Hermann Nasse breitet das Werk des Freiburger Bildhauers Hermann Geibel vor uns aus. Anton Fendrich erzählt, wie er zum B...cherschreiben kam, und im stattlichen Band verstreute Dichtungen berichten von starken Empfindungen und Gestaltungen farbensatter Landschaftsbilder junger Lyriker des heimischen Bodens, wie Emil Belzner, Karl Berner, Max Dennig und Karl Jörger. Zur Lyrik gesellen sich drei künstlerisch wertvolle Proben der Epik. Der Elsässer Désiré Lutz berichtet von dem Ringen des elsässischen Volkes um die Rettung aller Werte, die dem Glauben und der Liebe zur bedrohten Heimatscholle Sinn und Inhalt geben und zeigt die Werke auf, die im Elsaß seit 1918 in alemannischer Mundart geschaffen wurden. Er selbst erfreut uns mit drei kurzen Dichtungen, an die sich solche von Konrad Litterer und Fritz Träris in Alemannisch anfügen. Der Schluß des Jahrbuches gehört dem Humor, dem unverfälschten, derben und gesunden Volkshumor. — Das haben wir alles, neben einem reichen, bisher unveröffentlichten Bildmaterial, neben der wertvollen Notenbeilage: Hans Thomas Abschiedslied, vertont von Franz Philipp, den beiden unveröffentlichten Briefen Heinrich Federers, den Chroniken der Kirchen und neben dem schönen Kalendarium, das uns den Ekkart zu einem Tageswegweiser gibt. Bei dem niederen Preis von 3 RM. können wir unseren Lesern nur empfehlen, diesen unentbehrlichen Führer durch Literatur, Kunst und Volksleben des Badnerlandes anzuschaffen und als Geschenk zu verwenden.

Die Verwaltungsreform als Aufgabe der Demokratie. Von Dr. Carl Herz, Bürgermeister in Berlin. Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Beamtenbundes m.b.H., Berlin W. 35, Potsdamerstr. 106. Preis 1.20 RM. — Was wir gerade im gegenwärtigen Augenblick, in dem die Verwaltungsreform das große Schlagwort des Tages ist, dringend für die politische Tagesarbeit gebrauchen, ist eine Untersuchung, die aus gründlicher Kenntnis der praktischen Staatstätigkeit heraus unsere sozialistisch-demokratische Grundauffassung in praktisch verwertbaren Gegenwartsforderungen für die Neugestaltung des Staatswesens und für die weitere Entfaltung der Demokratie auszuwerten versteht. Bürgermeister Genosse Dr. Herz in Berlin hat in der soeben erschienenen Abhandlung sich zum ersten Male der Aufgabe unterzogen, im Rahmen unserer sozialistischen Grundauffassung die Gesamtheit aller jener Probleme eingehend zu erörtern, die mit der bezeichneten Verwaltungsreform verbunden werden. Die Einzelfragen wie Einheitsstaat, Selbstverwaltung, Bureaukratie, Verhältnis von Parlament zur Exekutive, werden in völliger Beherrschung der darüber erwachsenen politischen staats- und verwaltungsrechtlichen Literatur und einer aus eigener Beobachtung geschöpften Kenntnis des praktischen Standes der Dinge ausführlich erörtert. An einer eindringlichen Darstellung der gegenwärtigen Verwaltungszustände und der in der Verwaltung zu beobachtenden politischen und gesellschaftlichen Strömungen schließt der Verfasser praktische, dem Zwecke der Demokratisierung dienende Reformvorschläge an, die auf die beiden großen Ziele: Einheitsstaat und Selbstverwaltung ausgerichtet sind. Das programmatische Ergebnis seiner Ausführungen ist in dem von ihm formulierten Satze beschlossen: „Der deutsche Einheitsstaat wird ein Selbstverwaltungsstaat sein, oder er wird nicht sein.“ Sehr scharf kritisiert Herz auch die unzulängliche Personalpolitik der Republik, die gegenüber der couleurstudentischen Protektionswirtschaft nicht mit der genügenden Entschiedenheit durchgegriffen hat. In einem Schlußkapitel erörtert Herz die Verwaltungsreform im Rahmen der marxistischen Geschichtsauffassung. Die Broschüre behandelt eine Fülle von Problemen, die politisch gerade im gegenwärtigen Augenblick, in dem der Aufschwung der Arbeiterbewegung uns wieder den Zugang zu entscheidenden Machtpositionen eröffnet, lebenswichtige Bedeutung haben. Wie immer man sich zu den von Herz empfohlenen Lösungen stellen mag, das eine wünschen auch wir mit dem Verfasser, daß die Broschüre in den Organisationen der Arbeiter, Angestellten und Beamten die Diskussionen beleben und den Willen erwecken möge, die Verwaltungsreform als Aufgabe der Demokratie zu begreifen und zu erfüllen.

„Psychoanalyse des Stotterns“. Die in Wien (1. Börsegasse 11) erscheinende „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ veröffentlicht soeben ein Sonderheft über „Stottern“. Das Heft enthält Beiträge von Heinrich Meng (Stuttgart), Alfhild Tamm (Stockholm), G. H. Graber (Bern), Ernst Schneider (Stuttgart), Mary Chadwick (London), Isador Coriat (Boston) u. A. über die unbewußten seelischen Ursachen des Stotterns bei Kindern und Erwachsenen und über die Möglichkeiten psychoanalytischer Vorbeugung, bezw. Heilung des Stotterns. (Preis des Doppelheftes 2.— M.)

Rätselecke

Vexierbild

Wo ist der Jäger?

Rätsel

Man ruft mich oftmals wie aha;
Doch fügst du noch ein „i“ hinein
Werd' ich in weiter Ferne sein
Und rausche durch Amerika. M. P.

Rätselauflösungen

Gitter-Rätsel. W, Hebel, i, Union, e, Orden, n, Athen, e = **Weinernte.**

Verwandlungsaufgabe. Haar, Leier, Reis, Brand, Sachse, Troß, Zeile, Leiter, Weichsel, Tegel, Last, Oborn, Rost Weste = **Herbstzeitlose.**

Richtige Lösungen sandten ein: Liesel Weißenrieder, Karlsruhe; Heinrich Fitterer, Karlsruhe-Mühlburg; Paul Günther, Karlsruhe-Rüppurr.

Witz und Humor

In Amerika. Die Firma Philips u. Sons in Long Island läßt jedem im biblischen Alter Verstorbenen auf ihre Kosten einen Grabstein setzen, wenn sie dem Steine eine ähnliche Inschrift wie folgende geben darf:

„Unter diesem Stein ruht Annie Hawkins.
Sie starb 89 Jahre alt. Wäre sie so alt geworden, wenn sie nicht ständig Philips u. Sons patentiertes Kraftbrot gegessen hätte?“

Es stehen bereits einige Dutzend solcher Steine auf dem Friedhofe von Long Island.

*

Die Mauer eines Krematoriums hat die geschäftstüchtige Firma Berneſtone u. Chapla gemietet und folgendes in Blockschrift hinaufpinseln lassen:

„Wollt ihr mich noch lange meiden, so bereitet euren Salat mit dem berühmten Red-River-Essig von Bernestone u. Chapla!“

*

Ein Möbelspediteur in Los Angeles hat vor seinem Hause ein paar bequeme Klubsessel aufgestellt, die das Schild tragen:

„Setze dich hier ein Viertelstündchen nieder, während wir deinen Umzug besorgen!“

Ein Einheitspreishotel in San Franzisko verkündet in seiner Lichtreklame:

„Geldverdienen wenn du wachst kannst du überall.
Hier aber kannst du sparen während du schläfst.“

Verantwortlicher Schreiftleiter: Redakteur H. Winter, Karlsruhe.

Die Mußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

41. Woche 48. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 10. Oktober. 1928

Oktobertag

Schon färbten sich die Wälder braun und rot
Und goldentflammt zieht des Gebirges Höhenzug:
Die grüne Wölbung, die der Hügel trug,
Purpurn und müde in den Himmel loht.

Wie sich entfaltet dieses Sterben bis zum Wintertod! ..
Als ob Natur an ihrer Buntheit nie genug,
Als ob der letzten Vögel eiliger Südwärtsflug
Sich triumphierend schwänge über künftige Not.

Durch braune Felder und durch Stoppelwiesen
Stapft schwer der Bauer . . . Die Kartoffelfeuer
Schwelen träg im Abendnebel . . . lodern, schießen

Plötzlich auf zu Flammen . . Ungeheuer
Und gespenstisch liegt in diesen
Dämmerstunden grau das Haus mit Hof und Scheuer.

Kurt Offenburg.

Die Luft von Lalenburg

Eine Schildbürgergeschichte aus Schwaben

Von Alfred Auerbach.

In Lalenburg, einer guten, kleinen Stadt im Schwabenland, waren die Leute brav und fleißig. Aber sie verpaßten den Anschluß an die Zeitläufte im Wirtshaus und im Bette, in dem sie eine Zipfelmütze trugen, um die kleinen Fliegen, die über Lalenburg hinausgekommen waren und etwas von der Welt gesehen hatten, abzuwehren.

Nun war aber ein junger Lale, der vergaß, in einer Nacht seine Mütze aufzusetzen. Da flog eine Mücke in sein Ohr, die begann allerlei Neues zu summen: „Lale merkscht net, daß es bei euch im Ort e bißle stinkt.“

Durch Lalenburg zog sich nämlich ein Graben, der unbedeckt die Ablaufwasser aus allen Lalenburger Häusern seit Jahrhunderten aufnahm und, da er ein träges Gefäll hatte, einen unangenehmen Geruch verbreitete. Die Lalenburger waren an den Graben gewöhnt. Das mußte so sein. Ein Fremder, der etwas hätte merken können, kam nicht in den Ort, also gehörten die Grabendünste einfach zu Lalenburg. Unbestritten nahmen sie ihr Recht wahr.

Der junge Lalenburger, der zuerst die Anwesenheit des Grabens entdeckte, verzog die Nase und wurde so mit einem Schlage Revolutionär. Er sprach seinen Verdacht nicht aus, aber er merkte, daß in seiner Heimat etwas nicht stimme. Er kratzte sich hinter den Ohren und bedachte sich. Aber seine Nase rebellierte. Und, wenn er es auch nicht wagte, den Bürgern seine Entdeckung mitzuteilen, so vertraute er in einer Liebkosung seiner Braut an: „Mädle, i muß dir sage, hoscht du no nix gemerkt, i moin, die Luft hier wär net b'sonders“.

Die Braut, als eine eingesessene Lalenburgerin, war sehr beleidigt über diesen Verdacht. Sehr ungehalten zog sie sich von ihrem Liebsten zurück. Sie sagte: „Wenn einer etwas an seiner Heimatstadt auszusetzen hat, dann ischt er auch imstand, an seinem Mädchen Fehler zu entdecken ond i mag dich net nemme.“ Sie teilte ihrem Vater das Ereignis mit, der energisch Einspruch erhob und die Lösung des Verhältnisses herbeiführte.

Die Lalenburger waren aus ihrer Ruhe aufgescheucht. Das Gerücht verbreitete sich, ein junger Kerle habe über den Ort die Nase gerümpft und die Luft, die seit Jahrhunderten über Lalenburg unbeanstandet schwebe, angezweifelt.

Der junge Lalenburger wurde vor den Rat gefordert und zur Verantwortung gezogen. Er verfluchte die Mücken und seine Nase, die ihn eine Braut und seinen guten Ruf kosten sollten und war willens, einzulenken. Aber die Braut war tödlich beleidigt, sie weinte tage- und nächtelang über die Untreue ihres Liebsten. Der Vater forderte die Verbannung des jungen Lalenburgers.

Der Rat kam in Verlegenheit. Er hatte keine Präzedenzfälle; in der Stadtchronik kam so etwas nicht vor, und die jüngeren Mitglieder, die die Grenze der verkalkten Normalweisheit noch nicht erreicht hatten, spürten jetzt selbst manchmal ein seltsames Prickeln in den Nasen. Aber sie hüteten sich wohl, etwas merken zu lassen, und schwiegen vor allem vor ihren Frauen. Die spürten wohl auch eine Veränderung in der Luft, schnupperten seltsam, wenn es niemand sah, aber auch sie schwiegen wohlweislich, um ihren guten Ruf nicht zu verlieren. So war nun in Lalenburg nicht nur ein übler Geruch, es war auch in die Seelen eine böse Luft eingedrungen.

Der Bürgermeister beschloß, den jungen Uebeltäter hochnotpeinlich zu befragen. „Du mußt in fünf Tagen vor Gericht widerrufen, oder du wirscht über die Grenz geschobe.“ Der Rat kam unter großem Jubel herein, daß der Bürgermeister ein Salomo sei, denn er tat den Spruch: „Wenn no der Kerle erscht drauße ischt, no hört's au auf z' schtenka.“

Der junge Lalenburger fand strenge Gesichter am Richtertisch. Er dachte an sein Mädle. Die Liebe überwand seine empfindliche Nase, außerdem kam ihm der Wind zu Hilfe, der soeben freundlich durch die Fenster des Raumes strich, das Lalenburger Gerüchlein zerteilte und forttrug, also, daß er mit gutem Gewissen hätte schwören können „es riecht kei bißle mehr“.

Aber eben drang eine neue Welle grauenhaften Gestankes durch die offenen Rathausfenster und umschwelte die Nasen der Richter, die sich eben darum verzogen, weil sie es nicht merken lassen wollten. Ihre Grimassen waren besonders stark, weil die Abwässer in der Zeit des Moschtens ganz besonders stanken. So kam es, angesichts dieser verzweifelt hochgereckten Nasen, daß der Junge den Kopf verlor und sich aus Wahrheitsliebe seinen Schwur versagte. Die Richter fällten das Urteil: „Er ischt verbannt auf Lebenszeit wegen Verunglimpfung des seit Jahrhunderten unbescholtenen Lalenburg.“

Der junge Mann schnürte sein Bündel, verfluchte die Mücken und seine fünf Sinne. Die gute Braut überwand sich und sah ihn mit hochgerümpftem Näschen — aber doch nicht so ganz herzensfroh — hinter den Vorhängen an ihrem Fenster, als er davonzog. Die Bürger und Bürgerinnen freuten sich, daß wieder Ruhe in den Ort einkehrte. Und es war scheinbar alles gut.

Aber im Stadtrat war nicht mehr die alte Selbstverständlichkeit. Es gab mit einem Male Nörgler und das schlechte Gewissen wachte auf. Ein Ratsherr erklärte: „Der Spruch vom Bürgermeischter ischt doch verkehrt. Mer hätt' den jungen Fitzer doch besser zeitlebens ins Spritzehäusle einsperren sollen, denn jetzt lauft er in der Welt herum und erzählt von dem Lalenburger Gerüchle. No kommet mer en Verruf.“

Die Räte konnten nicht umhin, die bündige Weisheit des Tadlers zutreffend zu finden. Der Ortsgewaltige sagte: „Wenn der Kerle in der Welt do drauße schempft, no ischt ons des ganz egal. Mir send die Lalenburger trotzdem und die Hauptsach ischt, was mir denket, die do drauße könnet ons de Buckel runterrutsche.“ Das fanden die Räte ebenfalls einleuchtend und beschlossen, die Streitigkeiten ein für allemal zu begraben.

Es war ein fauler Frieden, denn die Nasen waren nun einmal geweckt und es gab infolgedessen viele Zerwürfnisse und insbesondere Ehestreitigkeiten und manches Verlöbnis scheiterte an der Empfindlichkeit der jungen Lalenburger.

*

Draußen aber wanderte in frischem Luftzug der junge Lalenburger und dachte an seinen Schatz. Er landete in der Hauptstadt und war in Gedanken an sein Mädle ein rühriger Geselle. Er brachte es, wie alle Schwaben, wenn sie aus der Verhocktheit herauskommen, zu guten Erfolgen und wurde ein namhafter Baumeister. Viele Mädle der Residenz sahen auf ihn; aber er schaute mit sehnsüchtigem Herzen weit hinweg nach Lalenburg, wo seine Liebste war; und er grübelte: wie er sie wieder gewinnen könnte.

Nun hatte er einflußreiche Leute kennen gelernt und setzte darauf seinen Plan. Der Fürst wollte, so hörte er, eine Reise durch das Ländle unternehmen, um seine Landeskinder zu erfreuen, sie von Angesicht zu Angesicht kennenzulernen und ihre Wünsche zu hören. Da ließ der Lalenburger die Aufmerksamkeit des Fürsten auf seine Heimat lenken, die Stadt und die Gesinnung der Einwohner als eine ganz besondere schildern, so daß der Erlauchte auch Lalenburg in seinen Reiseplan aufnahm.

Als der Hofmarschall dem Ortsvorstand von Lalenburg die Absicht mitteilte, kam große Bestürzung in den Ort. Noch nie war es einem Fürsten eingefallen, Lalenburg zu besuchen. Man begann mit Vorbereitungen, wie sie das Städtchen nie gesehen. Der Rat tagte und nachtete ohne Unterbrechung. Die Ehrenpforte war schon entworfen, die Jungfrauen gewählt, die Reden erdacht, die Ehren-Kälber und Ehren-Ochsen bezeichnet.

Da aber fiel das Wort, das alles umwarf: „Wenn jetzt der Fürst am End' gar eine feine Nase hat?“

Die Beratungen stockten. Verzweiflung kam über Lalenburg. Alle Gesichter wurden länger, böser und tückischer. Keiner traute dem anderen. Keinem schmeckte es mehr. Keiner trank mehr seinen Schoppen mit dem gewohnten lalenburgschen Behagen. Der Ortsgewaltige wurde leberkrank.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Nun hatte unser junger Lalenburger seiner Braut vermelden lassen: er selber reise in Begleitung des Fürsten; aber er werde wegen der Verbannung gerade seine Heimatstadt ja nicht betreten können.

Das Mädle war durchaus nicht abgeneigt; es hatte inzwischen sämtliche Lalenburger Burschen abgewiesen, die sich ihm näherten. Denn es liebte seinen ersten Bräutigam. Aber es mußte sich nach Lalenburger Sitte dem obersten Rat fügen. Der war in Verlegenheit: „Wenn der Kerle erscht wieder hereingezamselt wäre, gäbe es neue Unruhe," so sagten die Räte.

Andererseits waren die Lalenburger doch etwas stolz auf ihren Landsmann, der es zu so viel Ehr' gebracht hatte. Und so wurde beschlossen, daß das Mädchen seinen Liebsten unter der Bedingung rufen dürfe: „daß er erschtens einige Auskünfte nützlicher Art gebe über den Fürschten und seine Eigenart; ferner, daß es ihm jede Freundlichkeit verweigere, solange er sich nicht unbedingt lalenburgerisch bekenne; und schließlich, daß er gelobe, bei dem geringsten Anstand, den der Rat oder die Bürgerschaft an ihm nehmen könnte, den Ort mit Eilpost wieder zu verlassen."

Das Mädchen aber dachte: „I lass' euch schwätze, wenn i ihn unr erscht wieder hab'."

Unser Lalenburger sagte alles zu, und der Bote ging ab in die Residenz.

*

Es war nun höchste Zeit. Die Herrschaften waren reisefertig. Der Lalenburger nahm Urlaub und zog in seiner Heimat als großer Herr ein. Er sah Gesichter, die sich mit zweifelhaftem Ausdruck nach ihm richteten. Nur sein Mädchen sah zu Boden. — ohne jeden Zweifel in den Mienen. Er aber hatte so viel Zeit, um zu schauen, daß es im Leid der Trennung viel feiner und schöner geworden war. Und vor lauter Glück darüber merkte er nichts mehr von der alten üblen Lalenburger Luft.

Da sandte der Rat nach ihm. Im alten Haus, aus dem er einst verbannt worden war, stand er. Mißtrauisch fragte der Rat: ob er den Fürsten und seine Geartetheit kenne.

„Gewiß," sagte der junge Lalenburger. „Der Fürst isch en sehr netter Herr. Ein ganz besonders netter Herr. Aber er hat eine sehr feine N a s e. Und manchen Ratsherrn hat er schon zum Tod verurteilt, wenn er seiner Nas' zu nahe kam."

Da erschraken die Ratsherrn entsetzlich und baten den jungen Lalenburger kniefällig um Hilfe. Der aber sprach: „Beruhigt eure armen Seelen; denn bei euch ist ja keine Gefahr. Seid ihr es selbst doch, die ihr mir versichert habet: es wehe nur die reinste Luft um Lalenburg."

„Nein, nein, es stinkt!" schrien die Ratsherren verzweifelt wie aus einem Munde.

Da lachte der junge Lale hellauf, daß es ihn schüttelte und er sich mitten auf den Saalboden setzen mußte, während die Räte verzweifelt von ihren Sitzen aufgeschossen waren.

„Ja, das ist etwas anderes," sagte der junge Lalenburger, nachdem er sich vom Lachen erholt hatte. „Wenn ihr selbst es riecht, dann muß es ja wohl stinken. Aber wehe euch! wenn die Nase des gnädigen Herrn sich rümpft!"

Da schrien die Herren alle: „Hilf uns doch!" Und sie fuhren sich mit ihren Nastüchern um ihre angstverschwitzten Köpfe.

Der junge Lalenburger sprach: „Um welchen Preis?"

„Verlange was du willst, bloß soll er net komme."

Da zeigte der Lale zum Fenster hinaus, wo unter allem Volke auch sein Mädel stand, und rief:

„Meine Käther will ich, sonst will ich nichts"

Und der Ratssaal dröhnte ihm entgegen: „Nemm se und hilf!"

Da ließ der junge Lalenburger seine Käther holen, küßte sie vor allen Lalenburgern; sie, die hoch errötete; nahm sie bei der Hand, ließ sie nicht los, die ihm immer feiner geworden schien als alle Residenzmädle — und war doch nur eine Lalin, so wie er Lale war, und sprach:

„Wir wollen einen Graben um die Stadt legen ‚der den Geruch abzieht. Darf ich?"

„Jo, jo!" brüllten die Lalenburger.

Aber der Aelteste fragte zitternd: „Wenn aber der Fürst ehnder kommt als der Grabe fertig ischt — dann geht's uns an de Krage!"

Und alle wiederholten: „An de Krage!"

„Dann will ich für euch den Fürsten bitten," sagte der Junge, „erscht dann zu kommen, wenn Lalenburg eine andere L u f t hat. Ischt's euch recht?"

„Jo, jo!" schrie ganz Lalenburg zum anderen Male.

Aber zur Käther gewendet, fragte er leise: „Und mit 'm Heirate? Ischt's recht, Mädele?"

„Jo, jo!" säuselte die Liebste.

Da ging der junge Lalenburger gleich an die Grabenlegung und die Lalenburger waren es zufrieden. Für sich aber baute er eine kleine Glücksburg, ganz draußen vor der Stadt, wo die Luft noch freier windete. Und auch die Käther war es mehr als zufrieden. Ihre Kinder wurden keine Lalen!

Die Sankt Barbara-Kapelle in Langensteinbach

Von Albert H a u s e n s t e i n - München.

II.

Zu jener Zeit hatte die Kirche drei Altäre samt den Bildern und auch ein „Glöcklein" gehabt. Mit dem Jahrmarkt war auch ein Pferdemarkt verbunden. Der „große Zoll" gehörte dem Kloster Herrenalb, der kleine aber dem Flecken Langensteinbach. Nach den Rechnungsaufstellungen des Amtmanns zu Langensteinbach, Johann Brodbeck, an den Herzog Ludwig von Württemberg vom 22. März 1592 betrugen die Einnahmen von Sankt Barbara: 118 Gulden, 6 Schilling, 3½ Heller. Demgegenüber standen Ausgaben in Höhe von 116 Gulden, 7 Schilling, einschließlich der 36 Gulden, die der Pfarrer von St. Nikolaus zu Langensteinbach für gottesdienstliche Verrichtungen in der Sankt Barbarakapelle als Gehalt bekam. Mit dem Ueberschuß von nur 1 Gulden 13 Schilling 3½ Heller aber soll die bauliche Unterhaltung der beiden Kirchen, sowie die Pfarr- und Pfründebehausung bestritten werden, was, wie der Berichterstatter mit gutem Recht meint, ein Ding der Unmöglichkeit sei. Auch wir müssen dem Amtmann hierin vollkommen beipflichten.

Endlich dürfen wir ein wichtiges D r u c k w e r k des ausgehenden 16. Jahrhunderts nicht vergessen, welches uns über so manches Aufschluß gibt, was mit der Geschichte der Sankt Barbara-Kapelle und des Dorfes Langensteinbach zusammenhängt. Es sind dies die berühmten „Annales Suevici", die „Schwäbischen Jahrbücher" des Martin Crusius, weiland Lehrers der lateinischen und griechischen Sprache an der Universität Tübingen. Im „Liber paraleipomenos" oder „Nachtrag", gedruckt zu Frankfurt am Main im Jahre 1596, lesen wir auf Seite 39 und 40 folgendes Interessante: „Die nachstehenden Ortschaften liegen zwei oder drei Stunden von Neuenbürg entfernt. Unter diesen ist vor allem Langensteinbach zu nennen, wo mehr als 200 Bürger wohnen. Es befindet sich dort ein Kloster, wo ehedem heilige Jungfrauen gehalten wurden. Nicht weit davon liegt das Dorf Spielberg mitten im Walde. Dort befindet sich eine Kapelle. Deshalb pflegt der Langensteinbacher Geistliche dorthin auf zu steigen und das Wort des Herrn zu lehren. Sehr nahe dabei befindet sich ein Gotteshaus auf einsamer Bergeshöhe, welches Sankt Barbara-Kapelle und Sankt Barbara-Berg heißt. Von Mönchen ward sie einst, dieser Heiligen zu Ehren, erbaut. In dieser Kirche, die bisher nur Reliquen der Heiligen barg, befindet sich noch mancherlei Ornat. Es sind dort vier sehr lange und große Stierhörner aufgehängt, die vielleicht drei Fuß lang sein können. Von diesen Stieren, so wird erzählt, sei alles, was zum Bau jenes Gotteshauses nötig war, herangefahren worden. Um diese Kirche herum ist ein gewaltiger und sehr dichter Wald. Hier kommen die Leute alljährlich um den St. Barbaratag herum des Marktes, besonders der Pferdemarktes wegen in großer Zahl zusammen."

„An geschnitzten und gemalten Bildern, die die hlg. Barbara und den hlg. Antonius von Padua vorstellen sollten, fand man vor diesem allhier einen ziemlichen Vorrat", bemerkt Kolb. Ein Kopialbuch (Baden-Durlach: Auerbach) tut unterm Jahr 1601 „S. Barbara zu Langen Steinbach" gleichfalls Erwähnung. Noch ums Jahr 1740 habe man, wie Schneider versichert, in dem Gewölbe das Bildnis der hlg. Barbara, mit einer Krone geziert, sehen können, das von heiligen Gestalten umgeben war. Dieses Freskobild war in seinen verblaßten Spuren in genanntem Jahr auf der Kalkwand der Kirche noch deutlich sichtbar.

Auch die entsetzlichen Greuel des Dreißigjährigen Krieges überstand die Sankt Barbara-Kirche unangefochten im Schoß ihres Walddickichts. Das geht schon daraus hervor, daß ein Kirchenvisitator, der 1656 im Auftrag des Deutschen Ordens die Kirche einer genauen Inaugenscheinnahme unterzog, dabei, im Gegensatz zu Spielberg, wo der Schultheiß den verkauften Abendmahlskelch zu ersetzen hatte, nichts weiter zu beanstanden fand, als daß das Kirchendach umzudecken sei, während die durch das Alter mitgenommenen Wandgemälde im Innern des Gotteshauses durch einen geschickten Maler aufgefrischt werden sollten. Den wiederholten Vorstellungen des speierischen Visitators betreffs Instandsetzung der Kirche scheint dann schließlich auch das Amt Langensteinbach nachgekommen zu sein. Ja, der Herr Amtmann hat offenbar sogar mehr getan, als verlangt war, da er 1663 den Auftrag gab, „das Gewölb im Chor zu wölben, auch inwendig, allwo der Speis abgefallen war, alles wieder auszubessern und zu bestechen um 23 fl." Im Jahre 1664 meldet dann der Vertreter der Speierer Kirchenbehörde dem Amtmann Johann Georg Siegwart von Langensteinbach, die Kirche sei nun im großen und ganzen wieder hergestellt. „Die Barbelkirch", so lesen wir in dem betreffenden Kirchenvisitationsprotokoll, „ist zwar wieder eingedeckt, aber ohne Tür und ohne allen Ornat." Noch ums Jahr 1700 war die Kapelle vermutlich überdacht. Von da ab aber machte ihr Verfall große Fortschritte, zumal sich kein Mensch mehr um das prächtige Kirchlein gekümmert zu haben scheint. Die erste größere Beschädigung erlitt die Kapelle sodann während des spanischen Erbfolgekriegs, als die Franzosen unter Marschall Villars die Stollhofer Linien durchbrachen und die ganze Landschaft furchtbar verheerten. Damals, es war im Mai 1707, zerschossen die Feinde den Dachstuhl. Noch 1728 sah Johann Kaspar Malsch im Innern des schon halbzerfallenen Heiligtums drei Altäre, „einen größern unter dem Gewölbe, wo die Verehrung in höchster Feierlichkeit geschah, und zwey andere kleinere. Und auch in ihren Ruinen," so bemerkte Malsch, „erlosch nicht völlig das Andenken an die vorige Heiligkeit der Kirche. Ich erinnere mich, daß in den letzten französischen Kriegen mehrere Offiziere befahlen, dort ihre Körper einzusenken, um, was ihnen im Leben nicht zu Theil geworden war, im Tode durch die Berührung der geweihten Erde — sanotitatem zu erlangen." Ernst Julius Leichtlin, der im Jahre 1810 seine „Gottesauer Chronik" herausgab, sagt in bezug auf die schon mehrfach erwähnten Altäre von Sankt Barbara, dieselben seien verschwunden.

Angeregt durch die wiederholt angeführte Schrift des Johann Kaspar Malsch über die Langensteinbacher Heilquelle und deren Schicksale, in welcher der Verfasser, wie wir zu sehen Gelegenheit hatten, auch auf das lauschige Kirchlein Sankt Barbara eingeht, gab 1728 Markgraf Karl Wilhelm von Baden den Befehl, auf das Chorgewölbe eine neue Bedachung zu setzen. Aber die grobe Vernachlässigung, die das Bauwerk in den langen Jahren im allgemeinen erfahren hatt, trug jetzt ihre traurigen Früchte. Die geistliche Verwaltung in Stein fühlt sich nämlich im Jahr 1750 veranlaßt, an die markgräfliche Regierung nachstehendes zu berichten: „Der Turm der Barbarakapelle bei Langensteinbach ist so beschaffen, daß er nicht mehr lange aufrecht stehen bleiben kann, sondern dem Zerfall völlig unterworfen ist, und weilen sich auf solchem noch ziemlich Ziegel befinden, so frägt man an, ob man solche nicht durch einen Maurer herunternehmen lassen könnte." Alsbald traf der zusagende Bescheid ein, wonach das Dach über dem Chor abgerissen und die Ziegel verkauft wurden. Noch im Jahre 1796 befand sich auf dem Kirchendach ein ziemlich starker Bleiboden, den die Herren Franzosen anläßlich ihrer Anwesenheit in diesen kriegerischen Zeiten gar gut verwenden zu können glaubten, indem sie die Metallplatten abrissen und Kugeln daraus gossen. Ein wackerer deutscher Mann jedoch, der damalige Verwalter des Bades Langensteinbach, Nägele mit Namen, setzte den frechen Räubern mit Wagen und Pferden nach und nahm dem Gesindel die gestohlenen Bleiplatten wieder ab. Im folgenden Jahr ward dann wohl die letzte Instandsetzung an der Kirche vorgenommen, indem man 1797 den außerordentlich baufällig gewordenen Turm erneuerte.

Wie es vor etwas mehr als einem Jahrhundert in und um Sankt Barbara aussah, darüber plaudert P. J. Schneider anschaulich in seinem „Versuch einer medizinisch-statistischen Topographie von Ettlingen und dessen nächsten Umgebungen" (Karlsruhe und Baden 1818), wie folgt: „Durch die zwei oberen Tore tritt man in die heilige Ruine, Schauer ergreift das Gemüt beim Aufblick in das Chorgewölbe und zu den leeren, unbedachten Fensterhallen des majestätischen Turmes. Niedergestürzt sind die Scheidewände, nirgends mehr eine Spur von Bedachung. Ein Rasenteppich mit wilderndem Gesträuch deckt den Schutt dieser heiligen Halle; nur noch von dem hohen Gemäuer ist sie umfangen. Schutt, Steine und Mauertrümmer umlagern wild das trauernde Ganze. Auf dem Mauerwerk und im Innern thront die Waldflora: Gesträuche, Kräuter und Bäume mancherlei Art ragen wild empor; viele sind längst verschwemmt in dem Strome der Zeit; manche strecken Stamm und Aeste weißgrau zu den öden Fensteröffnungen heraus und verwittern im Luftmeer; andere grünen in den seltsamsten Gruppen, Verschränkungen und Mißgestalten. Mitten unter ihnen hat der Efeu, schlanke Aeste breitend, ein dichtes Netz über die Mauern gewoben. Wo einst Scharen frommer Seelen herbeiströmten, wo der Glocken feierliches Geläute mit der heiligen Hymne Feierjubel erscholl, wo des Dankopfers Gebet einst durch die Wolken drang, wo das Auge einst gerührt durch des Tempels Heiligkeit, ja, vor Schmerz, Freude und Wehmut gerührt zu dem Himmel blickte, wo einst Ruhe, Trost und Zufriedenheit dem Betenden zuteil ward, da liegt jetzt, was Menschenhände vor Jahrhunderten kühn und fest, als sollte es der Ewigkeit trotzen, erbauten, in Trümmern, und wir bewundern auf solchen die ewige freigebige Natur."

Zu Beginn unseres Jahrhunderts ward dann v o n S t a a t s w e g e n eine Reihe von durchgreifenden Maßnahmen zum Schutz und zur Erhaltung der Kirchenruine, die zu den schönsten Baudenkmälern unserer Heimat gerechnet zu werden verdient, getroffen. Zunächst ging man an den noch einigermaßen gut erhaltenen Turm, der bis hinauf zum Turmhelm wieder instand gesetzt wurde, so daß weiterer Zerstörung durch Wind und Wetter Einhalt getan ist. Auch die zum Teil eingestürzten Gewölbe im Erdgeschoß wurden durch eine Zwischendecke dauernd geschützt. Viel Arbeit machte die Erneuerung der Umfassungsmauern. Aus diesen waren nämlich sämtliche Quadersteine an den Strebepfeilern, Fenstern und Curten von unvernünftigen Menschen herausgebrochen worden, die diese zum Teil behauene Steine in Langensteinbach und Spielberg zum Hausbau aufs neue verwendeten. Durch diesen Raubbau, der hier jahrhundertelang wie in einem Steinbruch ungestraft getrieben ward, drohte überhaupt der ganzen Kapelle der vollständiges Einsturz. Diese sehr wichtigen Wiederinstandsetzungsarbeiten wurden 1902 durchgeführt. Im darauffolgenden Sommer ward dann die Wiederherstellung der oberen Chorumfassung, der Giebelwände, sowie der Längsmauern des Schiffs durchgeführt, leider wurden damals aber auch die herrlichen Buchen, die im öden Kircheninnern zu hohen und stattlichen Bäumen herangewachsen waren, ausgeholzt. Immerhin jedoch ist durch diese fachmännische Erneuerung des ganzen Gebäudes unserem Heimatland ein sehr dankenswerter Dienst erwiesen worden; denn die Gewähr ist dadurch gegeben, daß die Sankt Barbarakirche in ihrem dermaligen Zustand gewiß noch vielen Jahren trotzen wird.

Allerlei vom Salz

Von Ernst E d g a r R e i m é r d e s.

Das Salz, eine der materiellen Grundlagen unseres Kulturlebens, hat zu allen Zeiten und bei allen Völkern eine wichtige Rolle gespielt. Bekanntlich kann der Mensch ohne Salz nicht existieren, der Körper braucht es unbedingt zum Aufbau und muß jährlich 7¾ K i l o zugeführt bekommen. Aehnlich ist es bei den Tieren, sie haben eine Vorliebe für Salz, fressen gern salzhaltige Pflanzen (Sauerampfer etc.) und lecken an den ihnen vorgelegten Salztafeln.

Nicht mit Unrecht galt das Salz im Altertum als h e i l i g, da in ihm die „erhaltende Kraft" verehrt wurde, in der man das Walten eines höheren Wesens zu erkennen glaubte. Bei keinem Opfer durfte das Salz fehlen, das den Speisen erst den rechten Geschmack verleiht, und weil die den Göttern dargebrachten Opfer meist Speiseopfer waren, verwendete man dabei Salz, denn den Himmlischen eine schlecht schmeckende Speise anzubieten, hätte man für einen Frevel gehalten. So war es auch bei den G e r m a n e n, die ihre Tempel und Altäre mit Vorliebe in der Nähe salzhaltiger Flüsse errichteten. — Homer nennt das Salz, das als sinnbildliches Gegenmittel gegen den geistigen Tod galt, „göttlich", Plato „den Göttern lieb", Ovid und Catull gebrauchen es als Bild der Reinheit. — — Um dem Salz seine besondere Ehrfurcht zu bezeugen, beging man im alten M e x i k o alljährlich ein Fest, wobei das schönste Mädchen zum Abbild des „Gottes Salz" erwählt, mit entsprechenden Festgewändern bekleidet, durch göttliche Ehren ausgezeichnet und am nächsten Tage geopfert wurde. — Ferdinand Cortez eroberte Mexiko dadurch, daß er den Bewohnern, die sonst gut verproviantiert waren, den Zugang zum Meer, ihrer Salzquelle, abschnitt.

Von der Verehrung, welche man ehemals dem Salz zuteil werden ließ, zeugt die alte indogermanische Sage vom König Lysimachus, der das Salz mit Steuern belegte, worauf es solange vom Erdboden verschwand, bis diese wieder aufgehoben worden waren. — Welchen Wert man dem Salz stets beigemessen hat, bezeugt u. a. die Tatsache, daß es, ebenso wie die Kakaobohne in Mexiko und die Dattel in Persien, bei verschiedenen Völkern Z a h l u n g s m i t t e l gewesen ist. Nach dem Bericht des berühmten Weltreisenden Marco Polo (1254—1323) bestand in der Provinz Kaimlu, im heutigen Oberbirna, die kleinste Münze aus gepreßtem Salz. Dies Geld durfte nur von kaiserlichen Beamten hergestellt werden, die zu diesem Zweck das aus Quellen stammende Kochsalz in Tiegeln sotten, kleine runde Kuchen daraus formten, sie mit dem Siegel des Herrschers versahen und auf heißen Ziegelsteinen trockneten. — Die C h i n e s e n sowie die Bewohner des inneren A f r i k a hatten zu Barren oder Würfeln gepreßtes Salzgeld. — In einigen Gegenden Afrikas ist das Salz heute immer noch ein gebräuchliches Zahlungsmittel. Natürlich war das Salz, das man fälschlicher Weise als Gewürz bezeichnet, obwohl es zweifellos ein Nahrungsmittel ist, früher auch ein beliebter T a u s c h a r t i k e l, da salzarme Länder stets darin großen Bedarf hatten. — An die ehemalige Bedeutung des Salzes als Zahlugnsmittel erinnert heute noch das Wort S a l ä r (Gehalt), gebildet aus dem lateinischen Wort salarium (Salzgabe). Im alten Rom bezeichnete man damit die Portion Salz, welche den Soldaten zukam sowie das Deputat an Salz, was die Magistratspersonen auf Reisen erhielten. Später wurde diese Gabe in Geld umgewandelt. — Die Spenden der römischen Herrscher an das Volk bestanden häufig aus Salz und Oel, besondere Leistungen und Dienste pflegten mit Salzschenkungen belohnt zu werden. — Uebrigens erhielten die Arbeiter in den Siedereien von Reichenhall lange Zeit hindurch ihren Lohn nicht in Bargeld, sondern in Salz. — Wenig bekannt dürfte es sein, daß einmal ein Herzog von Bayern für ein Christusbild Holbeins an die Ammerbachschen Erben in Basel 2 0 0 0 T o n n e n S a l z, die Tonne im Werte von 6 Gulden, zahlte. —

So unentbehrlich uns das Salz als Zutat zu den Speisen erscheint, es gibt auch Völker, welche es garnicht kennen bzw. verabscheuen, wie ja bekanntlich einzelne Menschen einen Widerwillen davor haben. Der Leiter der kanadischen Nordpolexpedition Stefansson berichtet, bei den unzivilisierten E s k i m o s sei die Abneigung gegen Salz so ausgeprägt, daß der geringste Salzgeschmack in Speisen, den er und seine Begleiter überhaupt nicht wahrnehmen konnten, diesen Leuten schon Unbehagen verursachte. „Und hier war es", so erzählt der Forscher, „wo ich den eigentlichen Wert des Salzes kennenlernte. Die Eskimos sind nämlich ungeheuerliche Fresser und können einen als Gäste geradezu arm essen. Besonders die Eskimos am Coronation-Golf haben mir damit arg zugesetzt. Ich machte mir daher ihren Widerwillen gegen Salz gehörig zunutze. Kam nämlich eine Schar dieser Fresser zu mir und machte Miene, bei mir mahlzeiten zu wollen, so hatte ich nichts weiter zu tun, als den Speisen das kleinste bißchen Salz hinzuzutun. Da schüttelten sie sich wie im Fieber und liefen davon. So wurde ich sie los, ohne direkt das Gastrecht gegen sie zu verletzen. Es war höchst lustig, zu sehen, wie solch ein Gast, wenn er das Salz schmeckte, sich plötzlich besann, daß er nach Hause müsse, wo seine Squaw mit dem Mittagessen auf ihn warte."

Große Bedeutung hat das Salz von jeher im V o l k s - B r a u c h und G l a u b e n gehabt. Heute noch trägt man nach uralter Sitte, bevor man eine neue Wohnung bezieht, Salz und Brot hinein, damit es im Haushalt niemals am Notwendigsten fehlt. (Meist fügt man noch ein Geldstück hinzu, z. B. in Berlin). Bei fast allen s l a v i s c h e n Völkerschaften empfängt man den eintretenden Gast mit Salz und Brot. Im S p r e e w a l d schüttet die Mutter ihrer Tochter vor der Trauung Salz in die Schuhe, damit sie Glück hat; nach der Hochzeit dagegen streut die junge Frau ihrem Mann heimlich Salz aufs Brot, um in der Ehe die Gewalt über ihn zu bekommen. — Wie man in der O b e r p f a l z glaubt, bleibt man vor Krankheit und Blitzschaden bewahrt, wenn man geweihtes Salz in das Hochzeitsessen mischt. — In der M a r k B r a n d e n b u r g pflegen die Bauern, wenn Milch überkocht, etwas Salz ins Feuer zu werfen, weil sonst „die Kuh Schmerzen bekommt". Damit das Buttern schneller vor sich geht, wirft man in Franken 3 Körner Salz ins Butterfaß. — Um ein neugeborenes Kind dem Einfluß böser Geister zu entziehen, tut man in der Wetterau etwas Salz in die Windeln. Zum Schutz gegen den „bösen Blick" streut man in vielen GegendenBayerns am Vorabend des Epiphaniastages in alle Räume des Hauses geweihtes Salz. Zu demselben Zweck trägt man hier, wie auch in Böhmen, Salz als Amulett bei sich. In W e s t p r e u ß e n glauben die Landleute, mit Hilfe von Salz Hexen bannen zu können. Allgemein verbreitet ist der Aberglaube, daß man Zank und Aerger bekommt, wenn man Salz verschüttet. — Die Bedeutung des Salzes kommt schließlich auch in einigen Sprichwörtern und Redensarten zum Ausdruck, von denen „Salz und Brot macht Wangen rot" am bekanntesten ist. Ein altes Tischgebet lautet: „Salz und Brot gesegne uns Gott", und in der Bibel heißt es: „Ihr seid das Salz der Erde". — Um die Freundschaft eines